

Werk

Titel: Königsfrömmigkeit in Shakespeare's Historien

Autor: Cserwinka, Julius

Ort: Weimar

Jahr: 1897

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0033|log10

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Königsfrömmigkeit in Shakespeare's Historien.

Von
Julius Cserwinka.

Er weiß den wahrhaft Frommen hoch zu ehren,
Doch Heuchelei vermag ihn nicht zu blenden,
Und seine Liebe für den wahren Eifer
Erfüllt sein Herz mit Schauer vor dem falschen.

Diese Molière'sche Lobpreisung des Sonnenkönigs Ludwig wäre wohl auf keinen Anderen mit größerem Rechte anzuwenden als auf Shakespeare.

Shakespeare ist oft mit den begnadetsten Malern der Renaissance verglichen worden; seine Gemälde hören nimmer auf, ihren überwältigenden Reiz auf Alle auszuüben, die sich in den Anblick versenken, treue Spiegelbilder sind sie vergangener Zeit, treue für alle Zeit geltende Spiegelbilder der Menschenseele. Wenn sie uns an Michelangelo's und Rubens' Erhabenheit, an Tizian's Farbenpracht, an Brouwer's Humor gemahnen, so dürfen wir in ihnen auch den frommen Künstlersinn erkennen, der die Meisterwerke Raffael's und Giorgione's so wundersam verklärt.

Aus dem unerschöpflichen Horte seines Geistes hat der große Brite in seinen Dichtungen reiche Schätze ausgeschüttet, der Wahrheit lauterstes Gold, der Schönheit köstlichste Perlen, Schätze, deren hohe Kunstvollendung der Bewunderung auch der fernsten Zukunft gewiß ist. In dieser Fülle aber, zwischen aller Pracht hervor, erschließen sich duftende Blumen, einem frommen Herzen entsprossen, die leuchtenden Blüthen zeugend von des Meisters tiefem sittlichen Gemüthe. Innige Religiosität in der Seele des mächtigsten Genius, nimmerwelkendes Blüthenleben im Schatzhause Shakespeare's! —

Ueberall in seinen Werken tritt uns die Verehrung des himmlischen Herrschers entgegen, der das Unrecht zerbricht wie Scherben, dessen Gerechtigkeit keine vergoldete Hand erkaufen kann, vor dem kein Kunstgriff gilt; der keine Prüfung schickt ohne innere Nothwendigkeit, ohne Förderung zu schönem Ziele, der den wahrhaft Reuigen gnädig aufnimmt und das wirkliche Gebet erhört in wunderbarer Schickung. Isabella (Maß für Maß) fleht zu den Engelschören droben, die Frevel Angelo's zu enthüllen, und ehe noch die Bitte ausgesprochen ist, hat der Falsche sich schon im eignen Netze gefangen; Hamlet ruft die Engel und Boten Gottes an, ihm beizustehn, und der Höchste sendet ihm den gesuchten Beweis durch die Vertreter der Kunst, der göttlichen. So wird Malcolm's Zuversicht nicht getäuscht: der Himmel setzt das Werkzeug an zur Fällung Macbeth's; so antwortet der blutgierigen Forderung Shylock's eine Gerechtigkeit, die nicht nach Schrift und Siegel fragt.

Ein ewiger Richter waltet über den Geschicken, die Shakespeare in seinen großen Tragödien vor uns entrollt, und unabweislich webt der Glaube an diesen Richter in der Brust seiner Geschöpfe, den Schuldlosen beglückend, den Dulder tröstend, den Schuldigen rastlos quälend; jene Anlage zur Religion, die in jedes Menschen Innern keimt, ist ihnen mitzugeben nicht vergessen. Figuren aus allen möglichen Gesellschafts- und Bildungsklassen, vom Herzog Gaunt bis zum zaudernden Mörder (in Richard III.), von der liebenden Helena (Ende gut, Alles gut) bis zum König Claudius, bieten interessante Beispiele hierfür. Die ruhige Sprache des geisteskräftigen Vertrauens auf die göttliche Liebe wie das Herzpochen der wahnsinnigen Furcht vor dem Gerichte hat der Meister erlauscht, und von beiden erzählt er uns in gluthvoller Schilderung, bis wir mit dem Frevler zittern und mit dem Reinen heiter aufschauen zum Licht.

Besonders eingehend sind in solcher Beziehung die Könige der Historien gezeichnet. Die gesalbten Vertreter der höchsten weltlichen Würde, denen die Religion segenspendend zur Seite walten soll, bieten reichlich Gelegenheit zur Veranschaulichung der unterschiedlichen Fortbildung des Gottbewußtseins, aus welchem alle Frömmigkeit, d. i. wahre Sittlichkeit, resultiert. Wenn wir von König Johann und König Heinrich VIII. absehen — in welchen Dramen die Entwicklung religiöser Züge der Herrscher gegen andere Endzwecke des Dichters (Darlegung eines begeisterten Patriotismus neben Kennzeichnung römischer Politik im König Johann) und Rücksichtnahmen (in Heinrich VIII.) allzusehr zurücktritt — so bildet die

verbleibende ununterbrochene Historienfolge des Lancaster- und York-Cyklus, diese klassische Sammlung von Königsschicksalen, ein anderes Buch der Weisheit, welches gleich jenem der «Weisheit Salomonis an die Tyrannen» den Spruch zum Ausgangspunkte hat: «Habt Gerechtigkeit lieb, ihr Regenten auf Erden!» — Gerechtigkeit beherrscht das All, Gerechtigkeit muß die Menschheit zu ihren höchsten Zielen geleiten. Alle Tugenden sind vereint in dieser einzigen; sie macht uns dem Schöpfer ähnlich. Handle gerecht, werde deiner Pflicht gerecht! — Ernst weist Shakespeare auf vergangene Zeit, auf das Beispiel der Großen, auf den Fluch des Unrechts, der Pflichtunterlassung: Parteien durchtoben die Gefilde und tranken die Saaten mit Blut, Bürgerkriege erfüllen die Straßen mit Höllenbreughel-Scenen, durch die Paläste schleichen Meuchelmörder — das Reich ein wüstes Nesselveld, und im Busen des Tyrannen stechende Dornen. Beredten Mundes aber preist unser Dichter die Gerechtigkeit auf dem Throne, wie sie mit tausend Segnungen über blühende Lande und glückliche Völker strahlt:

Wahrheit wird ihre Amme; fromm
Und himmlisch Denken steht als Rath ihr bei;
Sie findet Lieb' und Furcht, der Ihren Segen;
Wie Korn im Sturm erzittern ihre Feinde,
Das Haupt gebeugt in Gram. Heil wächst mit ihr:
Zu ihrer Zeit verzehrt, was jeder baut,
In Sicherheit er unter eignem Weinstock,
Singt allen Nachbarn frohe Friedenslieder.
Gott wird wahrhaft erkannt; und wer ihr naht,
Der lernt von ihr den Weg vollkommner Ehre
Und sucht auf ihm die Größe, nicht durch Blut.

Zu neuem Leben erweckt Shakespeare-Prospero die Könige Englands. In der großen Halle zu Westminster thronen sie wieder, auf dem Haupte die goldene Krone, in den Locken das heilige Oel, in der Rechten den Stab Eduard's des Bekenners. Ihre Thaten, ihre Leidenschaften ziehen an uns vorüber, wir sehen ihr Streben, ihr Glück oder Elend, ihr Ende. Von ihren Lippen hören wir die Bekenntnisse religiöser Regung, wir schauen dabei in die Menschenherzen, die unter den Königsmänteln schlagen.

In legitimer Nachfolge regiert in England der jugendliche Richard II. Die Geschichte weiß von seiner Unklugheit, von der Unrechtmäßigkeit seiner Gesetze und Forderungen zu berichten, Willkür und Ueppigkeit bei hochgebildetem Kunstsinn sind die hervortretendsten Eigenschaften dieses Königs. Die huldvolle Majestät seines

Großvaters, Eduard's III., die fromme Ritterlichkeit seines Vaters, des schwarzen Prinzen, sind auf ihn nicht übergegangen. Von erbitterten, ehrgeizigen Großen gezwungen, muß er in der Blüthe seines Lebens der Krone entsagen, um endlich ein tragisches Ende zu finden, dessen Einzelheiten in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind.

Mit dem vorletzten Jahre der Regierung Richard's beginnt Shakespeare's Drama, gleich in den ersten Scenen die Hauptfigur charakteristisch zeichnend. Des Königs stolzes Bewußtsein von seines «Zepters Würde» und seinem «heilgen Blute», seine ganze Macht-habung läßt uns sein selbstgefälliges, immerhin aber noch achtung-forderndes und keineswegs direkt unsympathisches Wesen erkennen, bis sein Benehmen bei der Nachricht von der schweren Erkrankung seines Oheims Gaunt eine abstoßende Gemüthshärte verräth:

Gieb, Himmel, seinem Arzt nun in den Sinn,
Ihm augenblicklich in sein Grab zu helfen!
— — — Gehn wir, ihn aufzusuchen,
Und gebe Gott, wir eilen schon zu spät!

Das darauffolgende «Amen» der Höflinge, denen dergleichen Wünsche des Königs nichts Ungewöhnliches zu sein scheinen, stempelt diese lieblose Aeüßerung zur Parodie eines Gebets: ein grelles Streiflicht auf den Charakter des Herrschers, auf seinen Mangel an Gottesfurcht sowohl wie rein menschlicher Theilnahme an dem nahenden Erlöschen eines ehrfurchtgebietenden Lebens.

Aus der Rede des alten Gaunt (II, 1) erfahren wir von einem Morde, der auf Anstiften des Königs erfolgte, wir erfahren das Uebel der Regierung: «Gesetzes Macht dient knechtisch dem Gesetz.»

Dieser Einführung entsprechend entwickelt sich Richard's weiteres Verhalten. Die nur zu gerechtfertigte Warnung Gaunt's macht seinen beleidigten Stolz ungestüm aufwallen, er überschüttet den Sterbenden mit wildem Schelten; kein versöhnendes Wort widmet er dem für immer Scheidenden, keine Silbe der Trauer dem Hingeschiedenen, nur wie Befriedigung klingt es aus seinem Munde: «Er fiel wie reife Früchte.» Sein Sinn ist kalt und egoistisch, seine Seele jeder frommen Regung fern.

Der König ist nicht mehr er selbst, verführt
Von Schmeichlern; — — —
Das Volk hat er geschätzt mit schweren Steuern
Und abgewandt ihr Herz; gebüßt die Edlen
Um alten Zwist und abgewandt ihr Herz.
Und neue Pressungen ersinnt man täglich,
Als offne Brief, Darlehn, und was nicht alles.

Er gab ja durch Verträge schmähhch auf,
Was edle Ahnen mit dem Schwert erworben.
Er braucht im Frieden mehr, als sie im Krieg.
Der König ist zum Bankrottierer worden.
Unehr' und Untergang hängt über ihm.

Während der Reise Richard's nach Irland kehrt der verbannte Bolingbroke zurück; des Königs Anhänger fallen ab und wenden sich dem Rebellen zu; über den unvorbereiteten Monarchen bricht das Leid schnell herein. — Als er den Boden seines Reiches wieder betritt, äußert sich die ihm innewohnende Gewißheit der Unverletzlichkeit des Herrscherhauptes, in prunkvoller Rede:

Nicht alle Fluth im wüsten Meere kann
Den Balsam vom gesalbten König waschen;
Der Odem ird'scher Männer kann des Herrn
Geweihten Stellvertreter nicht entsetzen:
Für jeden Mann, den Bolingbroke gepreßt,
Den Stahl zu richten auf die goldne Krone,
Hat Gott für seinen Richard einen Engel
In Himmelssold: mit Engeln im Gefecht
Besteht kein Mensch; der Himmel schützt das Recht.

Diese anscheinend glaubensfreudige Zuversicht ist indeß nur der Ausdruck seiner Auffassung der Königswürde, ein prahlerisches Pochen auf den äußerlichen Majestätsbegriff, den er niemals mit wahrer Größe auszufüllen vermochte; durchaus unwahr ist die Frömmigkeit und Fassung, die er hier zur Schau trägt; lediglich selbsttäuscherische Resignation läßt ihn sprechen: «Du kannst nur weltlichen Verlust mir melden», um ihn dann sogleich düsteren Phantasien zu überlassen, in denen keine Spur tröstenden Gottvertrauens mehr zu finden ist. Auch die Worte auf den Mauern von Flint-Burg:

Zeig' uns Gottes Hand,
• Die uns entlassen der Verwalterschaft;
— — der allmächt'ge Gott, mein Herr,
Hält in den Wolken Musterung von Schaaren
Der Pestilenz, uns beizustehn —

scheinen mehr die Mittel zur Erzielung eines packenden Eindrucks auf Bolingbroke als die Aeüßerungen wirklicher Frömmigkeit zu sein, wie endlich auch die Andeutung einer Art künftiger Pilgerschaft hauptsächlich auf ergreifende Wirkung berechnet ist:

Ich gebe mein Geschmeid' um Betkorallen,
Den prächtigen Palast für eine Klausen,
Die bunte Tracht für eines Bettlers Mantel,

Mein reich Geschirr für einen hölzern Becher.
Mein Zepter für 'nes Pilgers Wanderstab,
Mein Volk für ein paar ausgeschnittzte Heil'ge.

Wenn sich hier wahrer Schmerz über tiefe Demüthigungen und den bevorstehenden Verlust der Krone in seine Worte mischt, so läßt uns doch eine gewisse Unaufrichtigkeit seines Wesens keinen innigen Antheil an dem traurigen Königsschicksal nehmen.

Da machen wenige Tage einen anderen Menschen aus ihm. Im Gewahrsam des Towers, in schlatlosen Nächten wohl, hat sich seine Seele zur herben Erkenntniß durchgerungen, daß er nicht ohne eignes Verschulden in diese unselige Ohnmacht versunken ist. Shakespeare läßt die ersten Augenblicke des Aufkeimens der Reue nicht vor unseren Augen sich abspielen, mit unvergleichlicher Kunst aber hat er sie durch die weitere Entwicklung des Charakters uns deutlich gemacht. Wir sehen den König vor uns, wie er im Geiste die Chronik seines Landes durchblättert, lesend, lernend, zum ersten Male Königspflichten erwägend, zum ersten Male erbebend bei dem Wort: Gerechtigkeit. Wir sehen den König vor uns, wie im Schatten der Nacht sein Bild vor ihm aufsteigt, deutlicher noch und grausamer als jenes, das später Bolingbroke von ihm entwirft:

Der flinke König hüpfte auf und ab
Mit seichten Spaßern und mit stroh'nen Köpfen,
Leicht lodernd, leicht verbrannt; verthat die Würde,
Ward ein Gesell der öffentlichen Gassen,
Gab der Gemeinheit selber sich zu Lehn.

So will uns denn bei der Thronentsagung sein ganzes Wesen vertiefter, seine religiöse Aeußerung glaubhafter, veredelter dünken. Nur noch die gerechtfertigte Erbitterung über die häßliche Schau-
stellung seiner Schmach bricht aus den selbstquälerischen Klagen hervor; Thränen der Reue sind es, die seine Augen blenden. Biblische Bilder tauchen jetzt wie Reminiscenzen an eine fromme Erziehung in ihm auf und gestalten sich zu geläufigen Vergleichen, indem seine hohe Bildung ihnen imponierenden Ausdruck verleiht:

Und riefen sie nicht manchmal «Heil» mir zu?
Wie Judas Christo: aber der von Zwölfen
Fand Elfe treu; ich von Zwölftausend keinen.
— — — Wiewohl zum Theil
Ihr wie Pilatus eure Hände wäscht
Und äußres Mitleid zeigt; doch, Ihr Pilate,
Habt Ihr mich überliefert meinem Kreuz,
Und Wasser wäscht die Sünde nicht von Euch.

Bei dem Abschied des entthronten Königs von der Gemahlin dürfen wir nicht mehr an dem tiefen Ernste seines Rathes zweifeln:

— — verschließ dich in ein geistlich Haus.
Denn Heiligkeit gewinnt die Kron' im Himmel,
Die hier zerschlagen eitles Weltgetümmel.

Die Stunde der Gefangenschaft zu Pomfret füllt er mit Betrachtungen, denen ein religiöser Kern zu Grunde liegt; seine Kenntniß der Bibel bietet ihm Gelegenheit, sich in stillen Grübeleien zu ergehen:

Die bess're Art,
Als geistliche Gedanken, sind vermengt
Mit Zweifeln, und sie setzen selbst die Schrift
Der Schrift entgegen.
Als: «Laßt die Kindlein kommen»; und dann wieder:
«So schwer ist es, in Gottes Reich zu kommen,
Als ein Kamel geht durch ein Nadelöhr».

Jetzt giebt er die Gerechtigkeit seines Geschickes zu:

Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit
Hatt' ich kein Ohr, verletztes Maß zu hören.
Die Zeit verdarb ich, nun verderbt sie mich.

Ein frommer Sinn ist in ihm erstanden, und seine letzten Worte bewähren die Echtheit einer Zuversicht, die ihm im Glücke fehlte, die zu erlangen es so harter Schule bedurfte, die ihn aber tröstend und siegreich in der Todesstunde umschwebt:

Auf, auf, mein Geist! den hohen Sitz zu erben,
Indeß mein Fleisch hier niedersinkt, zu sterben.

Ein bewundernder Ausruf begleitet den Sterbenden hinüber, wahre Größe findet an dem König zum ersten Male Einer, der kein Schmeichler ist, der Mörder Exton: «Voll Muth, so wie voll königlichem Blut!»

Dem unerquicklichen historischen Bilde hat Shakespeare eine versöhnende Stimmung verliehen; im schwankenden selbstsüchtigen Gemüthe hat er Selbsterkenntniß, Reue, Hinkehr zu Gott erweckt. Irdische Liebe läßt er zu dem einsamen Manne sprechen in den Klängen der Laute, die eine treue Hand vor dem Kerker spielt, in der wohlthuenden Anhänglichkeit eines armen Knechtes vom Marstall; ewige Liebe läßt er ihn erhoffen im Tode, in dem neuen Geistesleben, über das der Tod keine Gewalt hat. Die leise Musik, die Richard's letzte Reden begleitet, hallt erhebend in unserem Ohre nach: das Mißtönige verwischt sie mit den letzten Accorden, alles Herbe begräbt sie in ausklingender Harmonie.

Den gewandelten Richard will der Dichter in unserem Gedächtniß liebevoll erhalten wissen:

Musik am Schluß

Bleibt, wie der letzte Schmach von Süßigkeiten,
Mehr im Gedächtniß als die frühern Zeiten.

Wir kommen zu Heinrich Bolingbroke, dem Usurpator, der durch «Nebenschlich' und krumme Wege» zur Regierung gelangte.

Im Grunde seines Herzens trug er Stolz und Herrschsucht, während er mit Demuth und Höflichkeit die Verehrung des Pöbels zu gewinnen trachtete; Worte des Friedens, von «Lehnspflicht und echter Treu» führt er im Munde, während seine Hand nach der Krone greift: ein widerwärtiges Schauspiel der Heuchelei bietet sein Weg zum Throne. Wie ganz anders als Richard's Benehmen bei der Nachricht vom Tode Gaunt's ist Heinrich's Haltung, als er Norfolk's Ende erfährt; mit schlauer Berechnung spricht er den frommen Abschiedswunsch, während gewiß freudige Genugthuung über die Befreiung vom alten Feinde seine Brust bewegt: «Geleite süßer Friede seine Seele zum Schooße Abrahams!»

Auch in Bolingbroke lebt das feste Vertrauen seines Vaters Gaunt auf eine vergeltende Gerechtigkeit, er weiß, daß «die Seel' im Himmel Rede stehen» muß, er glaubt an die Kraft frommer Fürbitten, an den Sieg des Rechts:

Mach' meine Rüstung fest durch dein Gebet;
Durch deinen Segen stähle meine Lanze. — —
Mein Recht und Sankt Georg mir Beistand gebe!

— in dem ernsten Augenblick vor dem Zweikampf gewiß keine Komödie. Unbezwinglich jedoch erfüllt ihn das Trachten nach der Krone, jene Sucht, die später im dritten Richard am schärfsten ausgeprägt ist; alle anderen Gefühle und Rücksichten werden von ihr zurückgedrängt, sie leiht ihm das Herz, einen schweren Frevel zu begehen, um den Thron zu erreichen, sie giebt ihm die Stirn, diesen «in Gottes Namen» zu besteigen.

Der goldne Reif wird ihm zur Dornenkrone.

In der Entsagungsscene Richard's schon scheint sich eine mahnende Stimme in seinem Innern zu erheben, der «Fürst des Lächelns», den Percy schildert, ist ein «schweigender Monarch» geworden, gleich Macbeth kann auch er nicht «Amen» sagen. Den eignen Warnungsworten, die er vordem zu Norfolk sprach, scheint er hier zu lauschen:

Weil du so weit zu gehn hast, nimm nicht mit
Die schwere Bürde einer schuld'gen Seele.

Die schwere Bürde nimmt er mit auf den Lebensweg — ein Leidensgang. Der Kainsfluch, den er seinem Werkzeug Exton giebt, wendet sich auf ihn zurück, seine unstäte Seele findet nimmer Ruhe auf Erden. Sein Schicksal muthet uns an wie eine Illustration zu jenem Worte des Evangelisten: «Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?» — Die Zwiste, die seine Regierung beunruhigen, erscheinen ihm als Folgen seines Verbrechens; im Sohne glaubt er sich gestraft:

Ich weiß nicht, ob es Gott so haben will
Für mißgefäll'ge Dienste, die ich that,
Daß sein verborgner Rath aus meinem Blut
Mir Züchtigung und eine Geißel zeugt;
Doch du, in deinen Lebensbahnen, machst
Mich glauben, daß du nur gezeichnet bist
Zur heißen Rach' und zu des Himmels Ruthe
Für meine Uebertretung.

Die Thränen des Königs sind kein Geheimniß im Lande. Mitten im Tavernengetriebe, in der lustigen Gesellschaft Falstaff's, erinnert uns der Künstler Shakespeare an den schuldgequälten Herrscher; der dicke Ritter sagt, als er des Prinzen Vater darstellt: «Gebt mir ein Glas Sekt, damit meine Augen roth aussehen; man muß denken, daß ich geweint habe», und später, als er Heinrich's Krankheit erwähnt: «Es hat seinen Ursprung von vielem Kummer».

Shakespeare weist oft darauf hin, daß das qualbelastete Gemüth der Labung des ruhigen Schlafes entbehrt. Anna, die Gemahlin Richard's III., erzählt von den bangen Träumen, die den gekrönten Verbrecher nächtlich heimsuchen; Macbeth schläft nicht mehr, seit er den Schlaf erschlug; selbst Brutus sucht lesend schlafgemiedne Stunden hinwegzutäuschen. — So sehen wir auch Heinrich als Beute der Schlaflosigkeit:

O Schlaf! o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur, wie schreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willst die Augen
Und meine Sinne tauchen in Vergessen?

— — — —

Zu den Skorpionen des Gewissens gesellt sich in Heinrich Mißtrauen und Furcht; er bangt, daß die von ihm geraubte Krone auch ihm geraubt werde, daß dies durch den eignen Sohn geschehen könne, in dessen Sinn er tausend Dolche verborgen wähnt.

Ein absichtslos gesprochenes Wort, das der Prinz in seiner Vertheidigung gebraucht, muß den König mit der übel erworbenen Krone wie eine Verurtheilung treffen:

Wenn irgend ein rebell'scher, eitler Geist
In mir, mit des Willkommens kleinster Regung,
Der Macht der Krone gern entgegenkam:
So halte Gott sie stets vom Haupt mir fern.

Das ausgeprägte Bewußtsein des Waltens einer vergeltenden Himmelsmacht, von frommer Vaterfürsorge in ihm gepflanzt und wach erhalten, läßt Heinrich nach Sühnung streben, Sühnung durch unermüdlichen Pflichteifer, weise Regierung, fromme Werke. Wenn er Aumerle vergiebt: «Verzeihung ihm, wie Gott mir mag verzeihn!», wenn er seines Gegners Carlisle Urtheil spricht:

Wähl' dir aus
Zum stillen Aufenthalt ein geistlich Haus,
Mehr als du hast; da labe deinen Sinn
Und, lebst du friedlich, scheid' auch friedlich hin —

zeigt er den Wunsch, durch Akte der Gnade den Himmel zu versöhnen. Er selbst spricht später von seiner Duldsamkeit, seiner gemäßigten Art, «die glatt wie Oel gewesen, weich wie Flaum».

Die Christenheit des Mittelalters fand in der Unternehmung eines Kreuzzuges ein unendlich verdienstvolles Werk, ganz geeignet, Verzeihung für schwere Vergehen auszuwirken. Der volle Nimbus, mit welchem die naive Frömmigkeit jener kriegerischen Zeit den Helm des Kreuzfahrers umgab, strahlt aus dem Bericht Carlisle's über Norfolk's Schicksal:

Gar manches Mal focht der verbannte Norfolk
Für Jesus Christus, im glorreichen Feld
Des Kreuzes christliches Panier entrollend
Auf schwarze Heiden, Türken, Sarazenen,
Und matt von Kriegeswerken zog er sich
Zurück nach Welschland; gab da zu Venedig
Des schönen Landes Boden seinen Leib,
Die reine Seele seinem Hauptmann Christus,
Daß Fahnen er so lang im Kampf gefolgt.

Himmelsgnade und Erdenruhm winkten dem Gläubigen, der in's gelobte Land zog, dem Ritter wie dem armen Pilger mit «Muschelhut und Stab und den Sandelschuhn», von dem Ophelia singt. — Was Wunder, daß Heinrich bußfertig diesen Weg wandeln will? Oft spricht er dies aus:

Ich will die Fahrt thun in das heil'ge Land,
Dies Blut zu waschen von der schuld'gen Hand.
— — — zur Grabesstätte Christs,
Deß Krieger nun, mit dessen heil'gem Kreuz
Wir sind gezeichnet und zum Streit verpflichtet,
Entsenden wir alsbald ein englisch Heer,
Deß Arme schon im Mutterschoß geformt
Zur Heidenjagd in jenem heil'gen Land,
Deß Grund die segensreichen Füße traten,
Die uns zum Heil vor vierzehnhundert Jahren
Genagelt wurden an das bittre Kreuz. —
Und läßt der inn're Krieg uns freie Hand,
So ziehn wir, werthe Lords, in's heil'ge Land.
So führen wir in höhres Feld die Jugend
Und ziehn nur Schwerter, die geheiligt sind.

Wenn er auch von dem Vortheile spricht, den diese Fortführung
seiner Großen nach dem heiligen Lande für ihn hat:

Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah
Mein Reich sie prüfen ließ —
— — daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne —

so dürfen wir diese Aeußerung wohl mehr der Absicht des sterbenden
Königs zuschreiben, in der Darlegung seiner schlaun Politik, welche
äußere Verhältnisse innerem Drange zu verbinden weiß, dem Sohne
gegenüber mehr die praktische Seite seines Vorhabens zu betonen.
— Aus seinen letzten Seufzern lesen wir ja den wahren Zweck der
ersehnten Fahrt, bei dem frommen Werke der Wiedergewinnung des
heiligen Bodens sein Ende, im sühnenden Tode Ruhe zu finden.
Der sorgenbleiche Mann stirbt vor der Verwirklichung seiner Ab-
sicht, ihm aber und uns will die symbolische Erfüllung eine leise
Gnadenverheißung scheinen, als er in der Jerusalemkammer der Abtei
von Westminster sich zum Tode bereitet:

Gelobt sei Gott! hier muß mein Leben enden.
Vor vielen Jahren ward mir's prophezeit,
Ich würde sterben in Jerusalem,
Was ich vom heil'gen Lande fälschlich nahm.
Doch bringt mich zu der Kammer, dort zu ruhn:
In dem Jerusalem stirbt Heinrich nun.

Er hat den langen Leidensgang hinter sich; an der Ausgangs-
pforte erhoffte er den allverzeihenden Vater, zu dem er noch in der
Todesstunde das Gebet sprach, das seine zerknirschte Seele immer-

dar hauchte seit jener Stunde, da der gleißende Goldreif seine Stirne zum ersten Mal berührte:

Wie ich zur Krone kam, o Gott! vergebe!

Le roi est mort, vive le roi! Dem schuldgequälten Heinrich Bolingbroke folgt sein Sohn, Heinrich V. Ihn, Englands Nationalhelden und Liebling, von dessen wilder Jugend, plötzlicher Wandlung und ruhmreicher Regierung der begeisterte Volksmund Altenglands in romantischen Mären erzählte und sang, hat Shakespeare treulich mit all den lebenswürdigen Eigenschaften wiedergegeben, die diesem Herrscher eigenthümlich waren und sein Wesen so anziehend gestalten. Echte Majestät und gewinnende Einfachheit zielt die Krone, der Lorbeer von Agincourt den Helm des «Spiegels aller Christenkönige». Der erste ist er der englischen Monarchen, der sein *Dei gratia* auch durch makellosen Wandel und fromme Sitte zu ehren sich beständig bemüht. Um den vollen Eindruck des sympathischen Charakters nicht zu mindern, mußte indessen der Dichter von der historischen fanatischen Religiosität des Königs absehen. Heinrich ist in der Geschichte der unerbittliche Verfolger der Lollharden; die strenge Anwendung seiner Statute gegen dieselben, das Verfahren gegen den Wiclifiten Sir John Oldcastle, den er dem Scheiterhaufen überlieferte, sind düstere Scenen in den glorreichen Tagen seiner Herrschaft. Dem leuchtenden Bilde seines Heldenkönigs hat Shakespeare diese Schatten ferngehalten, er zeichnet nur den edlen Fürsten voll Gottesfurcht und Gottvertrauen, weise und muthvoll vor den Menschen, demüthig vor Gott.

In einer Schenkstube tritt uns der nachmalige König entgegen; unter seinen Genossen befinden sich herabgekommene Edelleute, Wüstlinge, Diebe. Des Prinzen Vater, voll Betrübniß über solches Treiben, sieht Schande auf der Stirn des jungen Heinrich. — Und doch ist dieser kein ungerathener Sohn: wir sehen wohl Uebermuth, niemals aber Gemeinheit an ihm. Die ungebundene Lebensfreude der Jugend ist es, die bei ihm zu Tage tritt, der skrupellose Jugendfrohsinn, der den Genossen nicht nach Rang und Ruf fragt, sobald der Genosse nur ein lustiger Geselle ist. Heinrich ist in der That nichts Anderes als «ein lustiger Bursch, ein guter Junge», wie die Küfer ihn nennen. Wenn er sich überreden läßt, «einmal im Leben» einen tollen Streich zu machen, bei der Beraubung der Krämer dabei zu sein, so sehen wir als ausschlaggebenden Beweggrund für ihn die Aussicht, daß ein «Hauptspäß» veranstaltet wird. Shakespeare läßt

den Prinzen selbst uns sagen, daß er sich trotz alledem seines hohen Berufes wohl bewußt ist. Er kennt die Genossen und kennt sich selbst; er weiß, daß er nicht untergehn wird. Das eitle Treiben kann sein Ideal nicht vernichten; er ist frei von Weltverachtung, aber auch frei von Weltvergötterung.

Und noch vor der Erlangung der Königswürde sagt er seinem vorigen Wesen ab, mit energievолlem Entschlusse rafft er sich auf zum Ernste des Mannes. Wir müßten des Dichters Absichten schlecht verstehen, wenn wir nicht schon aus des Prinzen Worten in der 4. Scene des 2. Aktes (Heinrich IV., 2. Th.) — Verse mitten in der Prosascene — einen vollständigen Bruch mit Falstaff herauslesen würden:

Beim Himmel, Poins, ich fühl' mich tadelnswerth,
So müßig zu entweih'n die edle Zeit,
Wenn Wetter der Empörung wie der Süd,
Von schwarzem Dunst getragen, schmelzen will,
Und träuft auf unser unbewehrtes Haupt.
Gieb Schwert und Mantel! — Falstaff, gute Nacht!

Zu solcher Entfaltung einer gesunden Willenskraft gesellen sich in Heinrich alle Tugenden, die einen ganzen, wahrhaft großen Menschen ausmachen. — Adel der Gesinnung erkennen wir in seinem Nachruf an Percy, in der Achtung vor dem großen Feind, in der Ehrung des muthigen Douglas:

Sein Muth, an unseren Helmen heut bewiesen,
Hat uns gelehret, wie man hohe Thaten
Selbst in der Gegner Busen ehren muß.

Von kindlicher Ehrerbietung sehen wir ihn erfüllt in den Scenen, in denen er vor dem Vater steht; innige Antheilnahme an dem Schicksal des Letzteren enthüllt der scheinbar gleichgültige Prinz in den schlichten Worten zu Poins: «Ich sage Dir aber, mein Herz blutet innerlich, daß mein Vater so krank ist». Begeisterung für des Vaterlands Sache macht seine Brust schwellen und freudigen Opfermuth erweist er auf dem Feld der Ehre.

Auf dem Throne zieren ihn Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Als Prinz war er kein ehrgeiziger Bolingbroke, als König ist er kein ungerechter leichtfertiger Richard; er hat in beider Vorgänger Schicksal eine Weisheit gefunden — jene Lehre: «Habt Gerechtigkeit lieb, Ihr Regenten auf Erden!» Darum ist seine erste Handlung als Herrscher — der Handschlag, den er dem Oberrichter giebt — ein Preis der Gerechtigkeit:

Ihr habt mich gepfändet;
Darum verpfänd' ich nun in Eure Hand
Dies reine Schwert, das ihr zu führen pflegtet,
Mit dieser Mahnung: daß Ihr selbes braucht
So kühn, gerecht und unpartei'schen Sinns
Wie damals wider mich.

Frommergeben schaut er auf zu der Allmacht des ewig Gerechten, «der seine Kron' unsterblich trägt». «Gott schütz sie!» rief der Prinz, als er, allein mit dem schlafenden Vater, die Krone vom Kissen nahm und sie sich auf's Haupt setzte: die völlige Unterordnung unter höhere Weisheit, die Erkenntniß, daß alle Menschenkraft ein Nichts ist ohne den Segen des Herrn, lag in dem kurzen Ausruf; ein ganzes — wir möchten sagen von fröhlich-frommem Geist durchwehtes — Regierungsprogramm spiegelt sich jetzt in seinen Worten:

Und stimmt der Himmel meinem Willen bei,
So soll noch Prinz, noch Pair mit Grunde sagen:
Gott kürze was an Heinrich's frohen Tagen!

Aus toller Jugendzeit nimmt er den frohen Sinn als bestes Theil mit herüber, ein heiteres Wohlwollen im leutseligen Verkehr mit Untergebenen, und einen liebenswürdigen Humor, den wir z. B. in der Scene mit Katharina an ihm bewundern. — Von der emsigen Fortbildung seiner Geisteskräfte zeugt ungetheiltes Lob seiner Umgebung; Gottesgelahrtheit, Staats- und Kriegswissenschaft sind sein eifriges Studium. Er nimmt regen Antheil am kirchlichen Leben, er ist «voll Huld und milder Rücksicht und ein wahrhafter Freund der heil'gen Kirche». Gewissenhaftigkeit diktiert ihm die Ermahnung an Canterbury, der ihm die Rechtmäßigkeit des englischen Anspruchs an Frankreich darlegen soll:

Und Gott verhüte, mein getreuer Herr,
Daß Ihr die Einsicht drehn und modeln solltet
Und deutend Euer wissend Herz beschweren
Durch Vortrag eines mißerzeugten Anspruchs,
Deß eigne Farbe nicht zur Wahrheit stimmt;

— — — —
In Gottes Namen mahn' ich Euch, gebt Acht;
— — — —

Nach der Beschwörung sprecht, mein würd'ger Herr;
Wir wollen's merken und im Herzen glauben,
Das, was Ihr sagt, sei im Gewissen euch
So rein wie Sünde bei der Tauf gewaschen.

Als er dann erfährt, daß er «nach Pflicht und Recht» die Forderung thun kann, zaudert er keinen Augenblick, dieser Pflicht nachzu-

kommen; ohne Ungestüm, aber voll zielbewußter Energie. — Die heftigen Aufwallungen der Leidenschaft, die ihn einst den Oberrichter schlagen ließ, sind jetzt einer edlen Mäßigung gewichen; Selbstbeherrschung hat er gelernt. So antwortet er dem Beleidiger besonnen, als «christlicher Monarch»:

— dies beruht in Gottes Willen alles,
Auf den ich mich beruf, und in deß Namen
Sagt ihr dem Dauphin, daß ich komme, mich
Zu rächen, wie ich kann, und auszustrecken
In heil'ger Sache den gerechten Arm.

Immer wiederkehrend durchzieht der Gottgedanke seine Reden; die Worte «Gott voraus» und «Gott voran» begleiten einem Wahlspruche gleich seine Handlungen. Die geschäftigste Betreibung weltlicher Angelegenheiten läßt ihn niemals des Höchsten vergessen: «Denn mein Gedank' ist einzig Frankreich nun; nur der an Gott geht dem Geschäfte vor». Die Seelen der Verräther, die er zum Heile des Reiches dem Gesetz überliefern muß, anempfiehlt er der Gnade des Herrn. «In Gottes Hand» giebt er seine Macht, als er sich nach Frankreich einzuschiffen geht; «in des allmächt'gen Gottes Namen» verlangt er die Krone, von der er den Frankenkönig «beim Erbarmen Gott des Herrn» absteigen heißt: «Gott mit Heinrich!» ist der Feldruf, der die englischen Fahnen umweht.

Gnade schreitet neben ihm (Einnahme von Harfleur: «Seid allen gnädig»).

Die ganze Wahrhaftigkeit aber des in ihm pulsierenden religiösen Lebens offenbart sich in dem Gebete vor der Schlacht; in der Stille der Nacht hebt er seine Hände zum Himmel auf:

O Gott der Schlachten! stähle meine Krieger;
— — — Heute nicht, o Herr,
O heute nicht, gedenke meines Vaters
Vergehn mir nicht, als er die Kron ergriff!
Ich habe Richard's Leiche neu beerdigt
Und mehr zerknirschte Thränen ihr geweiht,
Als Tropfen Bluts gewaltsam ihr entflossen.
Fünfhundert Armen geb' ich Jahresgeld,
Die zweimal Tags die welken Händ' erheben
Zum Himmel für die Blutschuld; zwei Kapellen
Baut' ich; in ernster Feier singen Priester
Für Richard's Seelenruh dort. Mehr noch thu' ich;
Doch alles, was ich thun kann, ist nichts werth,
Weil meine Reue noch nach allem kommt,
Verzeihung flehend.

Erhebung und Erquickung findet er im Gebet; Erhörung weiß er seinem heißen Ringen innewohnen, denn freudigen Muthes geht er zur Entscheidung: «Und ordne, Gott, den Tag, wie dir's gefällt!» — Und der Mächtige, der aus den Wolken spricht: «Rufe mich an in der Noth; so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen» verläßt ihn nicht. Er schenkt ihm wunderbaren Sieg; Heinrich aber vergißt des hohen Helfers nicht: «Gelobt sei Gott, nicht unsre Kraft dafür!» — «O Gott, dein Arm war hier; und nicht uns selbst, nur deinem Arme schreiben wir alles zu!» — Seine Heimkehr gestaltet er zu einer Verherrlichung des Allmächtigen:

Kommt, ziehen wir in Prozession zum Dorf:
Und Tod sei ausgerufen durch das Heer,
Wenn jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt,
Die einzig sein ist. — —
Begehrt wir alle heiligen Gebräuche,
Man singe das Non nobis und Te deum.

Der Bericht des Chorus über den Einzug in London vervollständigt das Bild des demuthvollen Streiters: «Er giebt Trophäen, Siegeszeichen, Pomp ganz von sich weg an Gott».

Friede und Liebesglück lohnt des frommen Helden Streben. Sein Leben ist Gerechtigkeit, — an seinem Sarge kniet das weinende Reich:

Vor ihm hatt' England keinen König noch.
Tugend besaß er, ausersehn zum Herrschen. —
Er hob die Hand nie auf, daß er nicht siegte. —
Er war ein Fürst, vom Herrn der Herrn gesegnet.

Wir aber sehen in ihm die Erfüllung der höchsten religiösen Forderung: Hingebung an Gott mit einem sittlich gehaltvollen Leben.

Der Chorus der Geschichte spricht im Epilog zu Heinrich V. die Ankündigung eines weiteren Aktes in dem großen Historiendrama:

Heinrich der Sechst', in Windeln schon ernannt
Zu Frankreichs Herrn und Englands, folgt' ihm nach,
Durch dessen vielberathenes Regiment
Frankreich verloren ward und England schwach.

Wie schon hierin die Andeutung des unersprießlichen Leidensweges Heinrich's VI. enthalten ist, so finden wir in der Rede Margareta's (Heinr. VI., 2. Th. I, 3) die treue Schilderung der hervortretendsten Charaktereigenschaft ihres königlichen Gemahls:

Doch all sein Sinn steht nur auf Frömmigkeit,
Ave Marie am Rosenkranz zu zählen;

Ihm sind Propheten und Apostel Kämpfer
Und seine Waffen heil'ge Bibelsprüche,
Sein Zimmer seine Rennbahn, seine Liebsten
Kanonisierter Heil'gen ehrne Bilder.

Der Dichter hebt die Echtheit des gottesfürchtigen Sinnes seines
Heinrich, die rührende Selbstlosigkeit desselben sorgsam hervor; auf
einen Heirathsvorschlag läßt er den Monarchen antworten:

Ich bin die Wahl zufrieden, zielt sie nur
Auf Gottes Ehr' und meines Landes Wohl.

Bei der Begrüßung der Braut läßt er ihn in kindlicher Treuherzigkeit
das Wort zum Himmel richten:

Herr meines Lebens,
Leih mir ein Herz, von Dankbarkeit erfüllt!
Denn in dem schönen Antlitz gabst du mir
Eine Welt von ird'schem Heil für meine Seele.

Gelegentlich des Simpcox-Betruges finden wir Heinrich sogleich bereit,
in der Heilung der Blindheit ein Wunderwerk des Herrn zu erblicken;
eifrig ist er bestrebt, den Geheilten zu stetem Danke anzuhalten:

Gott sei gelobt, der gläub'gen Seelen Licht
Im Finstern giebt und in Verzweiflung Trost!
Erzähl uns hier den Hergang, guter Mensch,
Daß Gott für dich von uns verherrlicht werde.
Viel Güt' erwies dir Gott, du arme Seele!
Laß Tag und Nacht fortan geheiligt sein
Und stets bedenke, was der Herr gethan.

Ebenso erblickt er später in dem Schicksal Cade's die richtende Hand
des Höchsten: «Gott, wie gerecht bist du!» Im Fluge des Falken
bewundert er Gottes Wirken (2. Th. II, 1).

Mit der humanen Frömmigkeit eines wahren Christen betet er
für Winchester: «Gott, vergieb ihm!»; in Bethätigung seiner Milde
will er die Rebellen schonen: «Verhüte Gott, daß so viel arme
Seelen umkommen durch das Schwert!» — Die beiden Förster
(3. Th. III, 1) warnt er vor Meineid, Schmeichelei ist ihm Sünde
(3. Th. V, 6). — Als er sich der Vormundschaft des Protektors ent-
ledigt, eröffnet er die künftige Bahn der Selbstständigkeit mit dem
Spruche:

Gott sei meine Hoffnung,
Mein Schutz, mein Hort und meiner Füße Leuchte!

Wenn schon dieser Ausruf an Worte des Psalters erinnert (Ps. 18, 3:
«Herr mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort»
und Ps. 119, 105: «Dein Wort ist meines Fußes Leuchte»), so er-

scheinen noch viele seiner stets von religiösem Ernste durchwebten Reden direkt als Parallelen zu Bibelstellen, z. B. Th. 2. III, 2: «Verzeih mir Gott; denn das Gericht gebührt einzig dir» (5. Mos. 32, 35: «Die Rache ist mein, ich will vergelten»), und weiter unten:

Giebts einen Harnisch wie des Herzens Reinheit!
Dreimal bewehrt ist der gerechte Streiter —

(vgl. Matth. 5, 8: «Selig sind, die reines Herzens sind» und Eph. 6, 11—17). Weiter III, 3: «Ach, welch ein Zeichen ist's von üblem Leben, wenn man des Todes Näh' so schrecklich sieht!» (vgl. Jes. Sir. 11, 29: «Und wenn der Mensch stirbt, so wird er inne, wie er gelebt») und ebenso weiter unten: «O richtet nicht, denn wir sind alle Sünder» (vgl. Matth. 7, 1: «Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet» und Röm. 3, 23: «Sie sind allzumal Sünder»). Auch der Preis des friedlichen Hirtenlebens — die Ausmalung des Patriarchen-Idylls — athmet biblische Stimmung. Man vergleiche ferner die Worte an Clifford (3. Th. II, 2) mit dem Anfange des zehnten Kapitels der Sprüche Salomonis:

Hast du nicht gehört,
Daß schlecht Erworbnnes immer schlecht geräth?

(V. 2: «Unrecht Gut hilft nicht»)

Ich lasse meine tugendhaften Thaten
Dem Sohn zurück, und hätte doch mein Vater
Mir auch nicht mehr gelassen!

(V. 7: «das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen»)

Alles Andre
Bringt tausendmal mehr Sorge zu bewahren,
Als im Besitz ein Tüttelchen von Lust

(V. 9: «Wer unschuldig lebt, lebt sicher»). — «In Demuth» unterwirft er sich zeitlicher Trübsal. — Er gedenkt wohl an jenes Bibelwort vom weisen Könige (Spr. Salom. 29, 14: «Ein König, der die Armen treulich richtet, deß Thron wird ewiglich bestehn»), als er sich durch sein volksfreundliches Verhalten gesichert hält:

Das fürcht' ich nicht; mir schaffte Ruhm mein Thun:
Ich stopfte ihren Bitten nicht mein Ohr,
Schob die Gesuche nicht beiseit mit Zögern;
Mein Mitleid war ein Balsam ihren Wunden,
Des vollen Jammers Lind' rung meine Milde,
Mit Gnade trocknet' ich die Thränenströme;
Ich habe ihren Reichthum nicht begehrt,
Noch sie mit großen Steuern schwer geschätzt,
Nicht schnell zur Rache, wie sie auch geirrt.

Der entsprechende Abschluß dieses Lebens ist sein letzter Ausruf, als er unter dem Mordstahl endet, das Wort der Fürbitte aus dem Vaterunser (Matth. 6, 12), das Wort der vergehenden Liebe des Erlösers am Kreuze (Luc. 23, 34):

O Gott,
Vergieb mir meine Sünden, ihm verzeih!

Und das Schicksal dieses Frommen ein trauriges? — Ja, durch eigne Schuld. Durch eine Friedfertigkeit, die bei ihm nicht Tugend, sondern Schwäche ist. Verharren in Schwäche aber ist Ungerechtigkeit in unserem Sinne.

Schon bei dem Streite zwischen Gloster und Winchester (1. Th. III, 1) sehen wir bei dem Könige eine Friedfertigkeit am unrechten Platze. Der Protektor beschuldigt den Bischof vieler Laster, des Amtsmißbrauchs, ja des Mordversuchs. Heinrich unterläßt jede Prüfung der Anklage, vertuscht das «Aergerniß» und beschränkt sich darauf, Frieden zu stiften. Man darf nicht einwenden, seine Jugend verhindere ihn, die Sachlage klar zu überschauen; sehen wir doch seine hohe Bildung vom Dichter so augenscheinlich in den Vordergrund gerückt, daß wir von dem König, dessen Entscheidung hier angerufen wird, volles Bewußtsein seines Amtes fordern können. Zum mindesten einen Versuch zur Klarstellung, zur Untersuchung solch ungeheuerlicher Beschuldigungen, dürfen wir von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn auch eines Jünglings, wenn er als Reichsoberhaupt zu handeln berufen ist, verlangen. Ein weiterer Streit — Vernon und Basset (IV, 1) — eine weitere fälschliche Friedfertigkeit von Seiten des Königs, eine ausweichende Neutralität. Leichtlich läßt er sich zu jener folgenschweren Heirath überreden, ohne selbst Erwägungen über Für und Wider anzustellen. Die Friedensartikel, schmählige Bedingungen der Fortgabe mühsamer Erwerbungen, stehen ihm an; die Ehre des Vaterlandes läßt er unbeachtet. Dem treuen Führer entzieht er den Protektorstab. — Er unterläßt die Einsprache gegen das Verfahren wider den, den er doch schuldlos weiß; dafür aber geht er zu weinen. Er unterläßt, für die Sicherheit des Gefangenen Sorge zu tragen, den er in Händen der Gegner weiß, versäumt Ermittlung und Bestrafung der Mörder; dafür aber klagt er dem Höchsten: «Hemm' in mir Gedanken, welche mein Gemüth bedrücken, gewaltsam sei an Humfried Hand gelegt!» — er will der Stimme der Vernunft kein Gehör geben. Er unterläßt endlich Wahrung der Autorität, der Würde der Krone, unterläßt zweckmäßige Befestigung des wankenden Thrones.

Unterlassung heißt seine Sünde. Unterlassung des Gebrauchs jener Willenskraft, die in Jeden, auch den Schwächsten, gelegt ist, Unterlassung der wahren Ausbildung seines Charakters. Mit frommen Sprüchen allein kann man der Welt des Realen nicht entgegentreten; wer nicht erkennt, daß das Gebet nur im Verein mit unermüdlicher Pflichterfüllung eine segensreiche Erhörung finden kann, ist kein wahrhaft Frommer, kein Gerechter. Beharrliches Streben aber fördert Wunderkräfte, Gelingen, Segen zu Tage. Derjenige, der nicht Vernunft und Energie aufwendet, um sein Dasein selbstschöpferisch zu bestimmen, ist eine Niete im Loostopfe der Menschheit, geht unter in selbstverschuldetem Elend — das ist das Schicksal des heiligen Heinrich. Was an ihn herantritt, ist eine Prüfung, die seine Fähigkeiten herausfordert, ein Mittel zur Erweckung seiner Thatkraft, zur Erstarkung seines inneren Lebens. Umsonst! Seine Hand bleibt immerdar die schwache Kindeshand, auf die sich Exeter's düsteres Wort bezieht: «Schlimm ist's, wenn Kindeshand das Scepter führt» (vgl. Pred. Salom. 10, 16). Statt entschlossen zu handeln, auszuharren auf dem Platze, dahin ihn die Fügung des Weltenlenkers stellte, oder aber endgültig einem Range zu entsagen, den er für einen übel erworbenen erkennt, läßt der kleinmüthige letzte Lancaster sich widerstandslos umherstoßen auf dem Throne, um dessen willen jener erste sich mit Blutschuld belud. Mitten im Greuel des Krieges steht er thatlos — eine Schachfigur in den Händen Aller. Darum muß er leiden, darum wird er von den Feinden verlacht, von den Freunden aufgegeben, von Allen gehetzt, von Allen verachtet. — Die Beständigkeit seines innigen Glaubens nur verhindert es, daß wir uns antheillos abwenden von dem gekrönten Schwächling.

Er muß untergehn, wie Clavigo untergeht, dem umsonst die Mahnung wird: «Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehn; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben.»

Armer Willensschwacher! Weil du den göttlichen Funken in dir nie zur Flamme belebtest, weil dein hoher Beruf dein Herz nie höher schlagen machte, drum warst du nie etwas Anderes als das, was die

um deinen Tod wehklagende Stimme dich nennt: «Des Hauses Lancaster erblichne Asche! Blutloser Rest des königlichen Bluts!»

Aus den Aeüßerungen und Handlungen seines bei Shakespeare weniger hervortretenden Nachfolgers, des «üppigen» Eduard, darf man auf die religiöse Gleichgültigkeit des Letzteren schließen. «Ein Jahr zu herrschen, bräch' ich tausend Eide» — in diesem Worte prägt sich das ganze Wesen des späteren Königs aus, der Ehre, Gewissen, Alles seinem Wohlleben unterordnet. Wenngleich auch er bei dem Gebet auf dem Schlachtfeld (Heinr. VI., 3. Th. II, 3) sein Knie beugt und zu Dem fleht, «der Könige stürzt und hebt», so geschieht dies wohl mehr unter dem Einflusse des Warwick'schen Beispiels. Der Eindruck der Aeüßerungen, in denen er des Höchsten gedenkt, wird durch sein überwiegendes Vertrauen auf gut Glück, durch seine Anrufungen des Schicksals vollkommen verwischt. In seinem Glücke sehen wir niemals in frommer Regung; sein Frauendienst läßt ihm keinen Sinn für den Dienst des Herrn. Ihm wie seinem Bruder — dem «eidvergeßnen» Clarence — kommt die Erinnerung an Gottes Richterhand erst in den letzten Lebensstunden wieder. Eduard sucht sich als siecher, gebrochener Mann mit Frieden und Versöhnung zu umgeben, Kummer und verzehrende Angst nehmen Besitz von ihm — seine Ungerechtigkeit steht vor ihm auf:

O Gott, ich fürchte, dein Gericht vergilt's
An mir und Euch, den Meinen und den Euren!

Er möchte so gerne in Frieden scheiden, er scheidet in Verzweiflung.

Richard III. — die Geschichte Eines, der Gott den Herrn hintergehen wollte. Ein Mann voll Bildung, Muth und Energie, sieht er vom hohen Berge herab die Herrlichkeit der Welt und spricht nicht zum Versucher: «Hebe dich weg!» — Angesichts des lockenden Zieles kündigt er nach frivolen Erwägungen den Vertrag, der ihn an die Menschheit bindet; «Mitleid, Lieb' und Furcht» will er tilgen aus seinem Herzen, einen Sonderweg will er, ein Sonderwesen, gehen. — Er betritt diesen Weg — auf den blutigen Leichen der Lancasters und Yorks schreitet er voran, das Auge auf die zauberisch funkelnde Krone gerichtet, die ihm «die Müh» belohnen soll.

Als treffliches Förderungsmittel seiner Zwecke hat Richard die Frömmigkeitsheuchelei erkannt, und oft bedient er sich ihrer in gleißnerischer Rede; so bei der Erwähnung König Eduard's: «den Gott erhalte, besser als ihr wünscht!» des eidbrüchigen Clarence: «Vergeb'

ihm Jesus!» und seines Verhaftes: «Verzeih Gott denen, welche schuld dran sind!» der Margareta:

Ich schelte nicht sie: bei der Mutter Gottes,
Sie hat zu viel gelitten, und mich reut
Mein Theil daran, was ich ihr angethan.

Wie der historische Richard seine Ränke hinter dem schönen Sinn-
spruche verbarg, den er als Protektor unter die königlichen Erlasse
setzte: *Loyaulte me lie*, so versteckt des Dichters Richard sie hier
hinter dem frommen Augenaufschlag: «Ich danke meinem Gott für
meine Sanftmuth!» — Wenn er den königlichen Neffen küßt, ver-
gleicht er sich selbst mit Judas, der im Kusse den Meister verräth;
der Würger Richard predigt der Liebe Vorschrift (Matth. 5, 44):
«mit Gutem Böses, Fluch mit Segen lohnen» (ebenso: «Sei christlich,
süße Heil'ge»). Als ihm die Krone angetragen wird, verweist er auf
des jungen Eduard Recht und Erbtheil: «was Gott verhüte, daß
ich's ihm entrisse.» Bei der Komödie im Baynards-Schlosse, wo er
mit dem Gebetbuche und in Begleitung zweier Geistlichen erscheint,
hat er auf die scheinbar zornigen Worte seines Helfers nur die
Antwort: «O fluchet nicht, Mylord von Buckingham.» Das System
dieser Heuchelei enthüllt er selbst in dem Bekenntnisse:

Dann seufz' ich, und nach einem Spruch der Bibel
Sag' ich, Gott heiße Gutes thun für Böses:
Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin.

Mit einer Priesterdialektik belügt er seine Umgebung, mit einem
Henkerjargon spricht er zu sich selbst. Und so auffallend und über-
trieben brilliert er in seinen Monologen mit der Verhöhnung aller
göttlichen und menschlichen Gesetze, daß wir auch in dieser Henker-
sprache nicht die natürliche Aeüßerung eines rohen Gemüthes zu
vernehmen geneigt sind, sondern die seltsame Ausdrucksweise eines
Verbrechers, der durch wahnwitzige Scherze alle Bedenken in sich
zu betäuben und sich in einen Zustand absoluter Unverantwortlich-
keit hinein zu hypnotisieren sucht. Die schwache Rüstung eines
angstvoll klopfenden Herzens gegen den unaufhörlichen Ansturm des
Gewissens ist die Redeweise, in der Richard von seinen unheimlichen
Planen und Thaten berichtet:

Ich sende bald dem Himmel deine Seele,
Wenn er die Gab' aus uns'rer Hand will nehmen,

(I, 1); weiter: «eh' George mit Extrapost gen Himmel fährt»; ferner:

Dann nehme Gott in Gnaden König Eduard
Und lasse mir die Welt, zu hausen drin!

sowie bei der Leiche König Heinrich's, der «bei des Himmels Herrn» wohnt: «Er danke mir, der ihm dahin verholffen» und in der Unterredung mit den Mördern des Clarence: «Geht ihr anjetzt, den Handel abzuthun?» endlich in dem Auftrag an Tyrrel: «Zwei Erzfeinde sind's, an denen ich dir gern zu schaffen gäbe.»

Wie wenig diese Sprache seinem Gemüthszustande entspricht, das beweist zum ersten jene Reflexion, die mitten im scheinbaren Hohlälcheln aus gequälter Brust hervordringt:

Ich thu' das Böse, und schrei selbst zuerst.
Ich schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin.

Eignes Thun als das Böse zu erkennen, ohne dabei an Gerechtigkeit und Gericht zu denken, wäre hier ein Unding — das beweist jene Aeüßerung nach der Krönung:

Wie ich einmal bin
So tief im Blut, reißt Sünd' in Sünde hin —

das beweist weiter jener Aufschrei bei der Erwähnung der todtten Prinzen: «Rührt nicht die Saite mehr; das ist vorbei!», beweist endlich jener furchtbare Ausbruch in der letzten Nacht:

O feig Gewissen, wie du mich bedrängst! —

— — — —

Hat mein Gewissen doch viel tausend Zungen,
Und jede Zunge bringt verschiednes Zeugniß,
Und jedes Zeugniß strafft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid, im allerhöchsten Grad;
Mord, grauser Mord, im fürchterlichsten Grad;
Jedwede Sünd', in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend: «Schuldig! schuldig!»
Ich muß verzweifeln.

Keinen Dämon hat uns Shakespeare in seinem Richard gezeigt, sondern einen frevelnden Menschen, kein Gorgonenantlitz, sondern das angst-verzerrte Gesicht eines dückelhaften Verbrechers.

Habt Gerechtigkeit lieb, Ihr Regenten auf Erden! Denkt, daß der Herr helfen kann, und fürchtet ihn mit Ernst.

Denn er läßt sich finden von denen, die ihn nicht versuchen, und erscheint denen, die ihm nicht mißtrauen.

Aber ruchloser Dückel ist ferne von Gott, und wenn die Strafe kommt, beweiset sie, was jene für Narren gewesen sind.

Wenn du hohnlächelst, Richard, wir sehen dein schreckensstarrs Auge; wenn du auflachst, wir vernehmen den Schrei deiner gemarterten Seele; wenn du trottest, wir sehen den Angstschweiß auf deiner Stirn. Unter Skorpionstichen zuckt dein Herz am Tage und in schlaflosen Nächten, und wenn du schläfst, starren dich deine Verbrechen mit glühenden Augen an in deinen Träumen. — Die Verhöhnung der Allmacht trägst du auf den Lippen, und dabei bist du — abergläubisch.

Der «beherzte» Richard, der alles zu leugnen vorgiebt, ist abergläubisch.

Mach' mich von Clarence, George von Gloster Herzog;
Denn Gloster's Herzogthum ist unglückdeutend.

Den drei Sonnen (Heinr. VI., 3. Th. II., 1) mißt er eine seltsame Bedeutung zu; Somerset's Ende bei der Burg Sanct Albans dünkt ihn die Erfüllung einer Weissagung; das verschlossene Thor von York ist ihm ein unheil kündendes Zeichen:

Das gefällt mir nicht;
Denn Manchen, welcher an der Schwelle stolpert,
Verwarnt dies, drinnen laure die Gefahr!

Richard glaubt fest an die Kraft menschlicher Segnung und menschlichen Fluches. Die Furcht vor der Saat seiner Thaten will er hinwegspotten, aber der bloße Hauch des fluchenden Menschenmundes macht ihn erschauern. Wie er den König Heinrich mit seiner Prophezeiung nicht zu Ende kommen läßt: «Stirb, Prophet, in deiner Rede!» so ist er ängstlich bestrebt, den Fluch der Margareta von sich abzuwenden: «Er endigt in Margareta». Dem Muttersegen will er noch einen Zusatz geben: «Amen; und laß als guten alten Mann mich sterben!», die Flüche der Mutter und der Königin-Wittwe im Trompetentusch und Trommellärm ersticken: «Der Himmel höre nicht die Schnickschnack-Weiber des Herrn Gesalbten lästern!» — In düsteren Worten äußert sich sein geheimer Glaube an die Erfüllung der Weissagung, die ihm bei dem Namen Richmond in den Sinn kommt:

Heinrich der Sechste
Weissagte, Richmond würde König werden,
Da er ein klein verzognes Bübchen war.
König! — vielleicht, vielleicht — —
Wie kam's, daß der Prophet nicht damals mir,
Der ich dabei stand, sagt', ich würd' ihn tödten? —
Richmond! — Ich war letzthin in Exeter,
Da wies der Schulz verbindlich mir das Schloß

Und nannt' es Rougemont: bei dem Namen stutzt' ich,
Weil mir ein Bard' aus Irland einst gesagt,
Nicht lange lebt' ich, wenn ich Richmond sähe.

Im Gedenken an den Fluch, den ihm die Mutter gab:

Drum nimm mit dir den allerschwersten Fluch,
Der mehr am Tag der Schlacht dich mög' ermüden,
Als all die volle Rüstung, die du trägst!

läßt er am Vorabend der Schlacht den Sturmhut leichter machen;
darum sorgt er: «daß meine Schäfte fest und nicht zu schwer sind»,
darum fühlt er sich schon jetzt müde: «Ich habe nicht die Rüstig-
keit des Geistes, den frischen Muth, den ich zu haben pflegte.» Der
Glaube an die unheilvolle Bedeutung des Traumes ist es, der sich
lähmend auf seine Thatkraft legt:

Ratcliff, ich fürcht', ich fürchte —
— — es warfen Schatten
Zu Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's,
Als wesentlich zehntausend Krieger könnten
In Stahl.

Der tapfre Richard fragt nach dem Kalender; im verspäteten Aufgang
der Sonne erblickt er Grund zu bangen Ahnungen: «Dies wird ein
schwarzer Tag für jemand werden.»

Und in der Nacht vor diesem schwarzen Tage griff ihn bereits
die Hand des Richters, die ihn heute zerschmettern wird. In dieser
Nacht muß er es aufgeben, die Rolle, welche hieß: «Ich bin ich selbst
allein» weiterzuspielen; die Maske fällt. Hier muß er eingestehn,
daß er Mensch ist und als Mensch ein Schurke, eingestehn, daß
die tausend Stimmen des Gewissens seine sophistischen Reflexionen
übertönen. Die Gefühle, die er von sich ableugnen wollte («Ich, der
nichts weiß von Mitleid, Lieb' und Furcht»), stürmen jetzt auf ihn
ein, jetzt windet er sich in Menschenfurcht, jetzt winselt er um —
Menschenliebe, um Menschenmitleid:

Kein Geschöpfe liebt mich;
Und sterb' ich, wird sich keine Seel' erbarmen!

All der stolze Trotz von einst erweist sich als Komödie, als Selbst-
lüge — Alles, Alles Trug; und die Krone — um die er zu dem
wurde, was er ist — die Krone wird morgen seinem Haupt entrissen
werden.

Und dies «morgen» kommt: ein schwarzer Tag — ohne Sonne.

Der Wunsch muß ihm jetzt in's Gedächtniß kommen, zu dem
er sich damals hinreißen ließ, als es die Ueberredung der Elisabeth,
die Befestigung des «unsichern» Weges galt (IV, 4):

So wahr ich sinn' auf Wohlfahrt und auf Reu,
So geh's mir wohl im mißlichen Versuch
Feindsel'ger Waffen! — —
Tag, weigre mir dein Licht; Nacht, deine Ruh,
— wo ich nicht mit Herzensliebe,
Mit makelloser Andacht, heil'gem Sinn
Um deine schön' und edle Tochter werbe.

Wahrhaftig, die Nacht weigerte ihm die Ruhe, und jetzt weigert ihm der Tag das Licht («Die Sonne läßt sich heut nicht sehn» — «so weigert sie den Schein —»). Nun ist es ihm deutlich, dem beben- den Lügner, daß auch der Versuch feindseliger Waffen für ihn nicht glückbringend sein kann; nun trägt er den Tod im Herzen. Geht er an dem Abergläubischen nicht buchstäblich in Erfüllung, der freche Wunsch? Müßte nicht auch Richard hier beim Todesgange eingestehn, was Buckingham beim Todesgange eingesteht:

Der hoh' Allsehende, mit dem ich Spiel trieb,
Wandt' auf mein Haupt mein heuchelndes Gebet
Und gab im Ernst mir, was ich bat im Scherz.
So wendet er den Schwertern böser Menschen
Die eigne Spitz' auf ihrer Herren Brust.

Doch Richard's bleichen Lippen entringt sich kein Geständniß mehr; in wahnsinnigem Trotze nur erhebt er sich zur letzten Lüge: «Gewissen ist ein Wort für Feige nur!» —

Ueber dem blutigen Eber steigt die hehre Gestalt Heinrich's VII. empor. Die wenigen Schlußscenen haben Shakespeare genügt, den Tudor zu dem leuchtenden Beispiel eines wahrhaft frommen Fürsten zu machen. Das edle religiöse Gemüth des heiligen Heinrich von Windsor kehrt in ihm wieder, aber im schönen Bunde mit thatkräftigem Willen und freudigem Muthe: «Frisch auf, in Gottes Namen, muth'ge Freunde!» Die ganze Reinheit seiner Gesinnung spiegelt sich in den Worten des ergebenen, erhebenden Gebetes:

O du, für dessen Feldherrn ich mich achte,
Sieh meine Schaaren an mit gnäd'gem Blick:
Reich' ihrer Hand des Grimms zermalmend Eisen,
Daß sie mit schwerem Falle niederschmettern
Die trotz'gen Helme unsrer Widersacher!
Mach' uns zu Dienern deiner Züchtigung,
Auf daß wir preisen dich in deinem Sieg!

Das rührende Kindergebet leiht ihm ruhigen Schlummer in der Nacht vor der Entscheidung:

Dir anbefehl' ich meine wache Seele,
Eh' ich der Augen Fenster schließe zu:
Schlafend und wachend schirme du mich stets!

Gott und die gute Sache ficht für ihn. — In der Hand das siegreiche Schwert der Gerechtigkeit, in der Brust tiefe Frömmigkeit, behauptet Richmond die Wahlstatt, der Kronhelm des Gegners zielt sein Haupt; so ist er die treffende Verkörperung des Spruches: Beten und handeln. Mit der Bethätigung der Gnade, deren Art und Segen der Dichter an anderer Stelle so unvergleichlich schildert, umgiebt er auch die Lichtgestalt des ersten Tudor («Ruft Gnade aus»). Der historische Richmond ließ auf dem Schlachtfeld ein Te Deum singen, Shakespeare's Richmond schließt mit dem Bekenntnisse der hohen Friedensmission der Könige, dem schwungvoll-feierlichen Epilog zur York-Tragödie:

England war lang im Wahnsinn, schlug sich selbst;

— — — — —
Nun mögen Richmond und Elisabeth,
Die echten Erben jedes Königshauses,
Durch Gottes schöne Fügung sich vereinen!
Mög' ihr Geschlecht, wenn es dein Will' ist, Gott,
Die Folgezeit mit mildem Frieden segnen,
Mit lachendem Gedeihn und heitern Tagen!
Zerbrich der Bösen Waffe, gnäd'ger Gott,
Die diese Tage möchten wiederbringen,
Daß England weinen müß' in Strömen Bluts!
Der lebe nicht und schmeck' des Landes Frucht,
Der heim des schönen Landes Frieden sucht!
Getilgt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen:
Daß er hier lange blühe, Gott, sprich Amen!

In kurzen Abrissen haben wir die Shakespeare'schen Historienkönige bezüglich der ihnen verliehenen religiösen Züge betrachtet. Wir erblicken in der dramatischen Ausspinnung der Königsgeschicke den deutlichen, immer wiederkehrenden Hinweis auf das Walten eines verehrungswürdigen Gottes, der Liebe um Liebe giebt, Maß für Maß. Wir glauben eine Absicht des Meisters annehmen zu dürfen, in geschichtlicher und psychologischer Treue die verschiedenartige Religiosität seiner Herrscher zu einem erhebenden Gesamtbilde zu gestalten, einer Verherrlichung des wahren, weltbeseligenden Christenthums, das da ist: Pflichterfüllung, Menschenliebe, Gottvertrauen.

«Handle gerecht und blicke strebend auf zum Höchsten! Kämpfe und vertraue!» Das ist die Mahnung, die wir, wie in der Geschichte der Menschheit, so auch in des Briten Historien widerklingen zu hören glauben.

Einen Wunderdom hat uns Shakespeare an der Schwelle eines neuen Zeitalters aufgebaut, das erhabenste Denkmal klassischer Kunst. Im Laufe von Jahrhunderten mindert sich vielleicht das allgemeine Interesse an manchem Zierrath im Geschmacke jener Entstehungszeit, Laubwerk bröckelt ab, und die lebhaftige Wirkung mancher Fresken verblaßt, die mächtigen Quader aber, die hehren Säulen und Pfeiler — Wahrheit und Schönheit — werden immerdar fest und gewaltig stehn, von andächtiger Bewunderung kommender Geschlechter umgeben, und das Licht der ewigen Lampe Sittlichkeit wird nur stets heller strahlen.

Des großen Molière lauterer, aller Gleißnerei abgeneigtes Wesen finden wir in der Gestaltung seiner Tartüffe-Charaktere; wir sind gewohnt, die freie Glaubensansicht des Künstlergemüthes unseres Goethe in den Faustworten über die Religion zu lesen. Wir erkennen auch aus Shakespeare's Dichtungen, in Sonderheit aus seinen Königsdramen, das imponierende Glaubensbekenntniß des Mannes, über dessen Leben wir so wenig wissen.

Und wir wissen genug von ihm! Wissen wir doch, daß er, der dem Mucker zurief: «Vermeinst du, weil du tugendhaft seiest, solle es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben!» den wahrhaft frommen Wandel zu ehren und wahre Tugend zu preisen wußte, wie nie einer vor ihm, wie noch keiner nach ihm.

Wir wissen Alles von ihm! Kennen wir doch die hohe, über religiöse Parteizwiste unendlich erhabene Weltanschauung, die große, durch echte Heilserkenntniß veredelte Seele des unsterblichen Dichters.
